

gelöst angesehen werden konnten: Was heißt Kirche am Ort wirklich, wenn sie – eben auch aus theologischen Gründen – nicht in jeder kirchenrechtlich installierten Pfarrei entdeckt werden kann? Was bedeutet Evangelisierung, wenn Glaube und Nachfolge Jesu Christi an Gemeinschaft gebunden sind und Gemeinschaft des Geistes bilden – aber nicht immer und notwendig auf Gemeinde als Parochie zielen? Wie ist Gemeinde als theologische und soziale Größe zu bestimmen unter Anerkennung der Nicht-Identität von Pfarrei und Gemeinde? Die Parochie behält ihre – auch theologische – Legitimation *da und nur so lange*, wie sie ihre Chance zur Gemeindebildung nutzt. Schließlich gibt es nicht wenige, die in der Ersten Welt zu den Benachteiligten zählen und denen die Pfarrei erst Zugangsmöglichkeiten eröffnet, mit anderen Gemeinde zu bilden. Ich denke etwa an viele Alte, die von ihrer Lebens- und Glaubensgeschichte wie ihrer religiösen und kirchlichen Sozialisation mit Gemeindebildung, z. B. in Gruppen der neuen sozialen Bewegungen, weithin überfordert sind. Vielleicht wäre in nächster Zeit intensiver der Frage nachzugehen, wo und wie sich, sozial wie theologisch, gegenwärtig Gemeindebildung ereignet. Dabei wird sich womöglich zeigen, daß es Gemeindebildung im Kontext von Pfarreien sehr wohl gibt – aber eben unter anderem!

**Dieter Emeis**

## **Die eine Pfarrei und die vielen Lebensräume**

Der Beitrag von Steinkamp reizt tatsächlich auf dankenswerte Weise zur Diskussion. Mir liegt vor allem an den folgenden drei Punkten:

### **1. Unklares Parochialprinzip**

Für die Suchbewegungen, die ich mit anderen in der Gemeinde und mit Mitarbeitern im pastoralen Dienst mache, ist mir nicht klar genug, was Steinkamp mit Parochialprinzip meint. Wenn damit der Versuch ge-

meint ist, die Pfarrei als flächendeckende, verwaltende Versorgungsinstitution für ein (langsam verdunstendes) volkscirchliches Erbe aufrechtzuerhalten, dann ist die These banal, daß dieses Prinzip Gemeindebildung verhindert. Die Problemstellung, an der wir uns abmühen, ist also die, ob wenigstens einige Christenmenschen in unseren ererbten Pfarreien zu Sozial- und Handlungsformen einer christlichen Gemeinde finden können, oder ob wir die Wege Gottes mit unserer abendländischen Kirche in ganz neuen Vergemeinschaftungen von Christen an sozialen, politischen, existentiellen Nöten suchen müssen. Die geschichtlich in Jahrhunderten gewachsenen Erwartungen und Einstellungen einer versorgten Pfarrei behaupten sich sehr hartnäckig und werden immer noch auch durch aufrechterhaltene amtliche Gewohnheiten gestützt (z. B. durch die Versorgung mit Priestern und anderen hauptamtlichen Mitarbeitern durch eine Personalbehörde). In diesem Zusammenhang trifft auch die Wahrnehmung Steinkamps zu, daß sich Pfarreien gegen Versuche der Gemeindebildung oft wehren und sie ausgrenzen – und zwar gerade dort, wo sie sich im Besitz ihrer Tradition noch ziemlich sicher sind. Von diesen Erfahrungen her kann die Versuchung naheliegen, das kirchengeschichtliche Erbe abzuschreiben und nach dem „Rest“ zu suchen, mit dem man ganz neu anfangen kann und soll. Wo aber findet man diesen „Rest“? Die von Steinkamp genannten Diakonie-Gruppen leben zum großen Teil von Christen, die in Pfarreien aufgewachsen sind und trotz der nicht zu leugnenden Defizite dieses Herkunftsraumes doch von der Überlieferung des Evangeliums ergriffen wurden.

### **2. „Ortskirche“ und Vielfalt der Lebensräume**

Leider geht Steinkamp nicht auf das theologische Motiv der „Ortskirche“ ein. Dabei wäre dringend näher darüber nachzudenken, was in unserer Situation, in der die meisten Menschen nicht mehr in *einem* Lebensraum, sondern in einem Plural von unterschiedlichen, nicht oder kaum miteinander verbundenen Lebensräumen leben, die Orte sind, an denen Christen in ihren Gemeinden die ermutigend-tröstende wie kritisch-rei-



nigende Kraft des Evangeliums zu vergegenwärtigen haben. Hier taucht dann die Frage auf, ob die einseitige Konzentration auf die Wohnorte (die z. T. eher Schlaforte sind) die Aufmerksamkeit für andere Orte behindert, an denen Christen mit ihrem gemeindlichen Zeugnis der Tat und des Wortes gebraucht werden (z. B. durch Gemeindebildung in Kliniken, größeren Betrieben, Dauercampingplätzen usw.).

### 3. Soziale Mittelschicht – unfähig zur Gemeinde?

Gegen Ende des Aufsatzes habe ich den Eindruck, daß Steinkamp als weitere These formuliert: Die angeborene oder erworbene Zugehörigkeit zur sozialen Mittelschicht macht unfähig zur Gemeindebildung. Wenn die Gemeindebildung aber die dem Evangelium und unserer Zeit angemessene Sozial- und Handlungsform christlichen Glaubens darstellt, dann wäre der Versuch der meisten Leser und Autoren von DIAKONIA, Christen zu werden, von vornherein zum Scheitern verurteilt. Können wir Angehörige der Mittelschicht uns nur Gedanken machen über authentisches Christsein in der Gemeinde, darin der Praxis der Gemeinde aber nur wehmütig von Ferne zuwinken? Diese Frage ist durchaus ernst gemeint. Eine Hoffnung formuliert Steinkamp: „Die Basisgemeinden sind eine ureigene Sache der Betroffenen.“ Es ist allerdings nicht leicht, in der sozialen Mittelschicht unserer Gesellschaft zu Betroffenen zu werden. Im Milieu der materiell Überversorgten, der gegen die meisten greifbaren Nöte Versicherten, der beruflich Erfolgreichen, der von Signalen der (ehrlichen oder gespielten) Anerkennung Umgebenen, der in ihrer Freizeit mit Haus und Garten, Musik, Sport und Reisen ziemlich Beschäftigten liegt es nicht nahe, sich als immer auch unheiliger Mensch in einer immer auch unheiligen Welt zu erfahren, Lebensarmut zuzugeben, Beziehungsnöte zuzulassen, am Leid der anderen zu leiden, sich in einem durch gegenseitige Abschreckung begründeten sogenannten Frieden zutiefst unsicher zu fühlen, hungrig und durstig zu bleiben und dann die einzige Hoffnung für ein zustimmungswürdiges Leben in der Solidargemeinschaft derer zu sehen, die miteinander nach dem Weg suchen, den der

Gott ihres immerhin anfanghaft christlichen Glaubens mit ihnen für die Welt haben will. Daß es – vor allem dem Geist – nicht unmöglich ist, zeigen Erfahrungen – allerdings nicht mit Mehrheiten, sondern mit Minderheiten. Christliche Hoffnung lebt aber – auch für die Gemeinden in der Kirche – nicht von den großen Zahlen.

## Claus Herold

### Territoriales Parochialprinzip und lebendige Gemeindebildung in der DDR-Diaspora

Als Pfarrer einer katholischen DDR-Gemeinde aufgefordert, einen Beitrag zu Steinkamps Thesen zum Parochialprinzip und zur Gemeindebildung zu verfassen, muß ich den Lesern einige Voraussetzungen über die Lage der katholischen Kirche in der DDR in Erinnerung bringen. Karl Gabriel wagte es als westdeutscher Religionssoziologe, die katholische Kirche in der DDR als eine „weithin fremde Welt vor der eigenen Haustür“<sup>1</sup> zu analysieren: Der zur Zeit auf etwa 1,2 Millionen geschätzte Katholiken-Anteil an der Gesamtbevölkerung der DDR „paßt besonders gut in das Bild einer an den Rand der Gesellschaft gedrängten, stigmatisierten Religion . . .“ In dieser „Position einer Randgruppe . . .“ steht die katholische Kirche in der DDR in der Tradition eines verkirchlichten Christentums“<sup>2</sup>. Was das im Klartext heißt, formuliert der Erfurter Bischof Wanke – unter unseren Bischöfen m. E. immer wieder und noch einsamer pastoraler Vordenker – vor seinen Dechanten so: „Wir erleben hierzulande, besonders auch im Blick auf die evangelischen Schwesterkirchen, mit voller Wucht das Ende der ‚christentümlichen Gesellschaft‘, in der Glaube und Religiosität fraglos tradiert und von außen gestützt wurden. Wir Katholiken, die wir hier im Raum der jetzigen DDR schon eine längere Diaspo-

<sup>1</sup> K. Gabriel, Die katholische Kirche in der DDR. Religionssoziologische Überlegungen, in: Stimmen der Zeit 112 (1987) 806–816 (= Theologisches Bulletin 1988, 5, S. 478–479).

<sup>2</sup> Ebd. 807 bzw. 474.